



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 242.

Samstag, 16. Oktober

1926.

Die zwölf Nächte.

(6. Fortsetzung.)

Roman von Otto Goldmann.

(Nachdruck verboten.)

Die vielfältigen raffiniert angelegten Klingelleitungen hatten kein Hindernis für sie gebildet. Keine war in Funktion getreten. Und den Wächter vor dem Keller A fand man dicht vor der Kellertür auf einem Stuhle sitzend betäubt. Als man ihn in das Bewußtsein zurückrufen hatte, wußte er nichts, rein gar nichts zu erzählen, nur daß er gegen 2 Uhr morgens auf diesem Stuhle Platz genommen hatte, um diesem besonders zu bewachenden Raum möglichst nahe zu sein. Es war und blieb ein Rätsel, wie die Diebe ihn eingeschlafert haben konnten, denn die Kellertür zeigte keinerlei Spuren einer gewaltsamen Eröffnung. Es lagen sogar noch die gewaltigen Querriegel an der Gangseite vor. Den Gedanken an ein geheimes Einvernehmen zwischen dem Wächter und den Dieben mußte man wieder fallen lassen, da der sechzigjährige Mann, der in geordneten Verhältnissen lebte und den besten Leumund genoß, geradezu vernichtet war, als er von dem Einbruch erfuhr, und wie ein Kind zu schluchzen begann.

Die Diebe hatten ihren Weg durch ein Kellerfenster in der Behrenstraße genommen, obwohl diese Einsteigstelle während der ganzen Nacht im hellen Licht einer Bogenlampe lag. Gleich hier hatte die Alarmanrichtung verlagert. Kein Wunder, denn man fand hinterher die verschiedenen elektrischen Batterien von ihrem Standort entfernt. Ein Rätsel blieb nur, wie es den Einbrechern gelungen sein sollte, dies Werk vor dem Betreten des Gebäudes auszuführen. Ein Punkt, der die Behörde lange bei der Ansicht beharren ließ, es müßten Bankangestellte an dem Einbruch beteiligt sein, denn nur sie kannten den Aufstellungsort der Elemente. Diese Überzeugung drängte sich übrigens der Kriminalpolizei bei der ersten Naugenscheinnahme auf, als sie den geraubten Geldschrank besichtigte.

Man denkt bei Bankseinbrüchen doch unwillkürlich an wie Blätter abgerollte Geldschranktüren, zum mindesten an durchsägte oder geschmolzene Panzerplatten, um an die Schloßsicherungen zu gelangen.

Im Keller A der Astenischen Bank war nichts dergleichen zu erblicken. Der Schrank stand anscheinend völlig unberührt, nur seine Tür war weit offen. So hatte man ihn des Morgens gefunden und alsbald die leeren Fächer gewahrt.

„Nachschlüssel Diebstahl!“ sagte Kriminalkommissar Fischer vom Polizeipräsidium. Aber er wurde bald eines anderen belehrt. Der Schrank war erbrochen, und zwar auf eine geradezu ungeheuerliche Weise. Das Äußere des Schlosses erwies sich bei oberflächlicher Prüfung als ganz intakt, aber sämtliche inneren Bolzen, Sperren und Riegel aus Stahl und Nickel waren wie in die Luft geblasen. Sie fehlten ganz einfach. Ob es den Einbrechern gelungen war, sie durch Entwicklung einer besonders hohen Temperatur zum Schmelzen zu bringen? Kaum glaubhaft, denn es waren keinerlei Metallrückstände aufzufinden.

Man stand vor einem neuen Rätsel.

„Und ich behaupte wiederum, der Einbruch ist von innen vorbereitet worden!“ sagte der Kriminalhaupt-

wachtmeister Brenner mit seiner tiefen, überzeugenden Stimme.

Kommissar Fischer drehte sich um. „Glauben Sie, daß ein oder zwei Bankangestellte in der kurzen Zeit weniger Minuten, wo sie gestern nachmittag sich unbeobachtet hier aufgehalten haben könnten, sämtliche Bolzen, Sperren und Riegel herausgeschraubt und heimlich entfernt haben? Wir können ja bei der Lieferanten dieses Schrankes anfragen, wie lange einer ihrer besten Schlosser dazu brauchen würde.“

Der Wachtmeister knurrte beleidigt: „Ich lache nur nach einer vernünftigen Erklärung!“

„Und ich nach irgendeinem Gegenstand, an dem unsere brave, erprobte Thekla eine Spur aufnehmen könnte“, gab Fischer zurück und streichelte den Kopf des Polizeihundes, den einer der Beamten an kurzer Leine hielt.

Er hatte recht.

Hat doch fast stets der Täter, ob es sich nun um einen Mord oder einen Einbruch handelt, irgend etwas übersehen, das zu seiner Feststellung oder Überführung dienen kann. Entweder sind es seine Fußspuren, die man zu sichern pflegt, oder er hat unbedachtsam Abdrücke seiner Finger irgendwo hinterlassen, weshalb der Berufsverbrecher in Gummihandschuhen „arbeitet“, der weniger gut ausgerüstete Dieb zum mindesten gewöhnliche Handschuhe überzieht. Denn vor der Untrüglichkeit des Systems Bertillon hat man in diesen Kreisen eine Heidenangst.

Da die meisten Einbrecher am Ende ihres Unternehmens eine gewisse Nervosität überkommt — wird es gelingen, ungeschoren mit der Beute zu entkommen? —, lenkt die Polizeipraxis die feinsten Gegenstände, die am Tatort zurückgelassen, ihr in die Hände spielen. Bald sind es Krallen und Schläps, die man wieder umzubinden vergaß, bald ein beschädigtes Werkzeug, das mit einem Fluch beiseite geschleudert wurde. Ganz zu schweigen von dem Fall, wo der Einbrecher sich selbst vergessen hatte. Er hatte sich nämlich an dem vorgefundenen vorzüglichen Cognac so berauscht, war an Ort und Stelle eingeschlafen, daß er erst durch die wohlwollende Nachhilfe der Polizei wieder nüchtern wurde.

Aber weder verdächtige Fußspuren noch irgend sonst etwas fand sich im Keller der Behrenstraße, woran die findige Thekla hätte Witterung nehmen können. Man führte den Hund mit den klugen, beinahe menschenähnlichen Augen an den Geldschrank. Diesen mußten ja die Verbrecher berührt haben. Der Hund lief auch richtig zum Kellerfenster, sprang auf die Straße, kehrte aber sofort wieder um und blickte die im Keller stehenden Beamten ratlos an. Man ließ ihn von neuem Witterung nehmen. Diesmal lief er nach der Kellertür. Sie wurde schnell für ihn geöffnet, doch Thekla gelangte nicht einmal bis zu dem Stuhl, auf dem der alte Wächter eingeschlafen war. Es schien überhaupt zweifelhaft, ob sie eine verdächtige Spur über die Schwelle hinaus in den Gang aufgenommen hatte. Dieselbe Sache wie am Kellerfenster, jenseits dessen jede Witterung wie fortgeblasen schien.

Die Beamten blickten in die Höhe. Hatten sich die Diebe aus dem Parterregeßhök in den Kellerraum herabgelassen? Eine Leiter wurde geholt, doch die Decke wies nicht die geringste Spur einer Beschädigung auf. Sie war meterdick, stark betoniert. Zur Sicherheit wurde in dem darüberliegenden Bureau des Bankdirektors der Fußboden Zoll für Zoll untersucht. Ohne Ergebnis. Mit dem einzigen Erfolg, daß der Bankherr höchst ärgerlich wurde und den eifrigen Beamten gewissermaßen die Tür wies.

„Verhaften Sie nur gleich mich! Sie schwören ja darauf, daß nur ein Eingeweihter das Geld gestohlen haben kann. Dann aber weisen Sie mir bitte nach, wie man durch die Luft kommen und wieder verschwinden kann!“

Nun, durch die Luft gekommen und verschwunden waren die Diebe nicht. Diese Beklemmung löste sich, als ein Herr auf der Kriminalpolizei erschien und folgendes erzählte:

Er hatte die Preknotiz über den rätselhaften Diebstahl gelesen und sich entsonnen, daß um 1/3 Uhr, als er durch die Behrenstraße nach Hause ging, in der Nähe des Kellerfensters ein Krankenwagen des Roten Kreuzes hielt. Das Auto hatte eine Panne, anders konnte es nicht sein, denn ein Mann lag auf dem Rücken unter dem Motor und hämmerte eifrig, während ein zweiter auf- und abging, laut räsonierend über diesen unerwünschten Aufenthalt der Samariter.

Endlich eine Spur!

Natürlich recherchierte man sofort nach dieser Richtung mit dem erwarteten negativen Ergebnis, daß von keiner der vielen Rettungsgesellschaften der Großstadt ein Wagen eine Panne in der Behrenstraße gehabt, geschweige sie zwischen 2 und 3 Uhr nachts passiert hatte. Auch negative Tatsachen nützen der Polizei. Nun wußte man wenigstens mit Bestimmtheit, auf welche Weise die Diebesbeute weggeschafft worden war, daß es sich um mindestens zwei Verbrecher handelt, und man schalt die gute Thekla nicht mehr einen Hund, der versagt hatte.

Doch zu weiteren Ergebnissen führte die Untersuchung nicht. Keine Spuren am Tatort; keine verdächtigen Angestellten; gestohlene Werte, die ungefährdet umgesehen werden konnten; und das falsche Krankenauto sicher längst in einem Versteck oder in einen harmlosen Wagen ummontiert.

Man lud nochmals den anfänglich verhafteten Reisenden Hans Grüner vor. Aber er blieb bei seiner Behauptung, sein von dem einen Dieb auf der Flucht verlorenes Paß müsse ihm irgendwo gestohlen worden sein. Die drei Diebe erklärten sich mit völligem Nichtwissen, keiner kannte den Reisenden, geschweige denn, daß einer von ihnen der Dieb des Passes sein wollte. Da sie dabei blieben, den Einbruch allein versucht zu haben, kam der Beamte gar nicht auf die Idee, nach der Richtung zu erörtern, ob es nicht doch einen vierten in jener Nacht in der Französischenstraße gab, nämlich den Paßeigentümer Hans Grüner! Wie stand es mit dessen etwaigen Alibi? Doch, kurz und gut, diese Frage wurde nicht berührt, und der ohne Erfolg verhörte Reisende schien recht erleichtert, als er das Polizeigebäude hinter sich wußte.

Die Polizei wäre auch nicht weiter gekommen, denn in jeder der folgenden Nächte wurde ein Einbruch begangen, neun Nächte hintereinander, die ebenso rätselhaft waren, und bei denen der Reisende Hans Grüner zweifelsfrei Nachweise seiner Unschuld gehabt hätte als die Tatsache einer nächtlichen Unterhaltung mit einer jungen Dame, die immer noch nicht recht wußte, ob ihr Abenteuer in der ersten Nacht bei Professor Molinar nicht doch ein Traum war. Am ganz klar zu stellen: während des Einbruchs in der Villa des Kursmüllers Großmann schlief der Geschäftsreisende Hans Grüner im Hotel Astoria zu Leipzig. Als aus der französischen Botschaft zu Berlin ein wichtiges Dokument verschwand, trank er die ganze Nacht durch in Erfurt mit einem achtbaren Kaufmann eine Bowle. Und die nächste Nacht logierte er im „Elefanten“ zu Weimar. Ähnlich die sechs anderen, für die Kriminalgeschichte bedeutungsvollen Einbruchsnächte Berlins.

Es mußte des Hans Grüner in diesem Zusammen-

hang nur deshalb Erwähnung getan werden, um darzutun, daß der Versuch, seine Person mit obigen Diebstählen ebenfalls irgendwie in Verbindung zu bringen, absurd gewesen wäre.

Am 16. Juli wurde dem Kursmüller Großmann aus der schmucken Villa am Bismarckplatz sämtliches Silbergerät gestohlen. Im Parterre war eine Scheibe eingedrückt. Das war die einzige Spur.

Das politische Dokument, das am 17. Juli aus dem Schreibtisch des französischen Botschafters verschwand, war von ungeheurer Bedeutung. Die Pariser Presse hielt einen Tag wie gelähmt den Atem an. Dann wurden verlegen gewisse Absichten dementiert. Der Botschafter wurde durch eine andere Persönlichkeit ersetzt. Man machte ihm Vorwürfe, die eigentlich ganz unberechtigt waren. Er hatte das Schriftstück unter den Augen des Überbringers in eine geheime Lade seines Schreibtisches gelegt, diesen verschlossen und den Baron de . . . nur bis zur Haustür gebracht. (Der Besuch und die verschwiegene Übergabe des Dokumentes war durch Chiffretelegramm aus Paris angeordnet worden.) Wie konnte der Herr Botschafter ahnen, daß in der knappen Zeit von drei bis fünf Minuten die Urkunde aus dem Geheimschrank gestohlen werde? Denn als er sie nachher studieren wollte, war das Geheimschrank leer.

(Fortsetzung folgt.)

Das Jaadagewehr.

Von Karl Lütge.

Für das Schaffen des Romandichters Adalbert Westermans hatte man zwei Ereignisse als bemerkenswert zu bezeichnen: die Flucht in die Einsamkeit aus der großen Stadt Berlin, die den Weltunkundigen zerrieben hätte, und der in hoher Not abgefeuerte Schuß aus seinem Jagdgewehr, das nach zehn Jahren Verbannung seitdem das Arbeitszimmer des Dichters ziert.

Versteckt in den Bergen, von meilenweitem Wald umschlossen, stand das bescheidene Häuschen Adalbert Westermans. Er hatte sich als Weltflüchtling das Haus vor einer langen Reihe von Jahren an dieser Stelle errichten lassen und lebte in der Abgeschlossenheit des Gebirges seinem literarischen Schaffen.

Die Landstraße führte nicht am Hause vorbei. Ein steiler Pfad ging vom Fluß hinauf durch den Wald. Diese Straße jenseits des Flusses ward dem irdlichen Hause eines Nachts zum Verhängnis!

Die Familie des Dichters Adalbert Westermann schlief längst. Nur am Schreibtisch, über einem dicken Romanmanuskript, brannte noch Licht.

Da schlug der Hund jäh und zornesvoll an. Westermann fuhr auf, warf die Hornbrille auf den Schreibtisch, und eilte zum Fenster. Der Fensterladen flog zur Hälfte auf.

„Harras — bist du toll? — Harras! — Was gib's, Harras?“

Immer wütender wurde das Heulen des Hundes — und verstummte dann gewaltsam nach klatschenden Schlägen in letztem Wimmern.

Zornesadern stiegen auf der Stirn des aufgeschreckten Dichters. Die schwächliche Gestalt reckte sich. Ein Griff zum Lichtschalter. Das Licht verlöschte.

Draußen lag helles Mondlicht und ließ alle Einzelheiten deutlich wie am Tage erkennen. Das Schwarz der Berge hob alle beleuchteten Gegenstände.

„Wer ist — da —“ versuchte der Bewohner des einsamen Hauses zu fragen und stotterte dabei; denn der Blick umfakte zwei, drei — nein fünf, sechs, sieben — vielleicht zehn und mehr zerklumpte Gestalten, die beratend um die Leiche des erschlagenen Hundes standen.

Die Familie des Dichters war wach geworden. Die Frau kam tastend, mit einem Licht, ins Arbeitszimmer ihres Mannes.

„Bitte, lösch das Licht!“

„Was ist —?“

Die Frau sah die grotesk und malerisch im Mondschne stehenden Gestalten.

„Bettler?“

„Wenn es nur Bettler wären!“

„Wie kommen die Menschen hierher? Jetzt in der Nacht? Was wollen sie?“

Westermann suchte auf die Fragen die Schultern. Er entnahm einem Fache seines Schreibtisches einen alten, ungeladenen Revolver, ein Familienstück, das ein schießfertiger Vorfahr einst benutzte.

„Unsere einzige Waffe!“
„Wirst du nicht in die Stadt telefonieren?“
„Bis wir von dort Hilfe haben — doch wenn es dich beruhigt —“

Westermann telefonierte. Hilfe konnte in frühestens einer halben Stunde im Auto zur Stelle sein, wurde er beschleunigt. Die verwilderten Burken waren unterdessen näher ans Haus herangekommen und lugten nach den Fenstern. Das Verschölen des Lichtes hatte sie unsicher gemacht. Sie zertrampelten die Blumenbeete, liefen um das Haus, rüttelten an der schweren, verschlossenen Tür. „Hoho!“ heulten einige, um sich selbst Mut und den Hausbewohnern Panne zu machen.

Westermann lachte geringschätzig. „Geige Gesellen, die durchs Land ziehen und von Bettel und Diebstahl leben. Unser Licht wird drüben auf der Landstraße von ihnen gesehen worden sein, und der Plan, das einsame Haus zu überfallen, setzt keine großen geistigen Fähigkeiten voraus!“
„Gott, Gott“, jammerte nun die Frau, die die Größe der Gefahr erkannt hatte.

„Geh, bitte —“

„Nein, ich bleibe bei dir! Die Kinder oben im Schlafzimmer sind sicher. Bitte, ehe du unbesonnen handelst, frag' die Leute, was sie wollen —“

Westermann lachte. „Das wissen sie selber nur unklar, was sie wollen. Handeln wollen sie, und glauben ihre Lage damit für Tage oder Wochen zu verbessern. — Ich wollte, ich hätte Pulver — ein Schuß, und die ganze Blase liefe in allen vier Windrichtungen auseinander.“

Das Heulen draußen wurde stärker. Schimpfworte klangen dazwischen. Steine flogen gegen die Hauswand. Oben klirrte ein eingeworfenes Fenster in die Tiefe.

„Bitte, verhandle“, bat die Frau.

„Das ist nutzlos. Mit diesen Leuten kannst du nicht verhandeln.“

Das Dienstmädchen klopfte an. Es zitterte in bleicher Furcht, als es hereinkam.

„Sie stürmen das Haus! Zehn Mann sind an der Haustür!“

Westermann eilte mit dem Revolver zur Haustür.

„Zurück da, oder ich schieße!“

„Gott, Gott“, jammerte in der geöffneten Tür die Frau.

Die Zerlumpten wichen von der Haustür zurück und heulten in Haß und Mut auf. Andere, die im Garten umhergeschlichen waren, kamen herbei. Sie deuteten auf die hochgelegenen Fenster des Erdgeschosses und beratschlagten. Dann stoben sie auseinander.

Westermann eilte entschlossen in sein Arbeitszimmer zurück. Kampf mit den Landstrassenräubern war unabwendbar. „Ich kann dich nicht entbehren“, erklärte Westermann der Frau.

„Was soll ich tun?“

„Stell' dich mit dem Revolver hier ins Zimmer — hierher, gedeckt hinter die Fensterläden, und halte den Revolver dem ersten entgegen, der heraufgeklettert kommt und die Läden aufklappen sollte.“

Die Frau nahm ergeben den Revolver.

„Sie, Martha, gehen ins Speisezimmer mit einem dicken Knüttel! Sie haben Kräfte — bauen Sie zu, wenn einer von den Burken zum Fenster herein will!“ Das Mädchen lachte mit Winkeln inne. „Es ist auch noch das Jagdgewehr des Herrn da!“

Das Jagdgewehr! — Adalbert Westermann hatte damals, als er das Haus und das Gebirge bezog, jagen wollen, aber es nicht vermocht, den Tieren des Waldes einen Schuß zuzuliegen. So stand das Gewehr, mit dem ersten Schuß im Lauf, seit zehn Jahren wohlversteckt hinter einem Schrank und war nie wieder von dem waderen Jäger in die Hand genommen worden. Ein Schuß war im Lauf. Die übrigen Patronen längst verschluckt, verschleppt in den zehn Jahren. Der eine Schuß konnte dem Hause heute Rettung bringen!

Westermann eilte in den Salon, der die größten Fenster hatte, die, da sie nach dem Hof gingen, nicht durch Läden geschützt waren. Im Arbeitszimmer und im Speisezimmer wurden die Läden von innen festgemacht. Ein Heulen antwortete, und ein Steinhaegel trommelte gegen die Läden. Gedeckt stand im Salon Westermann. Ein Freudenfeuer verriet ihm, daß man die einzige Leiter des Besitzes gefunden hatte. Drei, vier, fünf, acht, zehn Mann krochen sie herbei. Westermann öffnete das Fenster. Noch einen Schritt, Herrschaften, dann schieße ich! Im Mondlicht blickte der Lauf des eleganten Jagdgewehrs. Die Zerlumpten stakten. Die Hintere stiegen nach vorn. Schimpfworte und Drohungen flogen.

„Ich zähle bis drei!“ Die wüsten Gestalten wurzelten fern im Walde klang, gelübt Ohr deutlich vernahm, das taktmäßige Arbeiten eines Motors. Polizei kam! Wenn das eine geladene Mordwaffe wäre, dann hätte keine Ehrenmann längst ein paar von uns ins bessere

Jenseits speidiert!“ rief da eine klare, kalte Stimme aus dem Trupp. „Los!“ schrien einige.

„Zum letztenmal“, versuchte sich der Dichter mit seiner Stimme durchzusehen. Unten hörte man nicht. Abenteuerlust, Nachbegeh und Hunger trieben.

Da fuhr der Finger zum Abzug — der Schuß im Lauf löste sich — und mit dem donnernden Widerhall der Berge klang zusammen ein entsetzter Schrei der schreckhaft zerlumpten Landstrassengestalten. Die Leiter fiel. Wie Spul verschwand das Durcheinander.

Ein Motor leuchtete heran. Kommandorufe erklangen durch die Nacht.

Das Jagdgewehr hängt heute im Arbeitszimmer Adalbert Westermanns, und wer die Geschichte, die sich daran knüpft, hören will und noch nicht kennt, dem wird sie bereitwillig in dem idyllischen, abgelegenen Hause erzählt.

Das mitunter solportagehaft anmutende Abschweifen und Wüten in graufamen Schilderungen in den Romanen Adalbert Westermanns aber erklärt und entschuldigt für seine Freunde das Jagdgewehr.

Wenn meine Wirtschafterin Ausgang hat.

Von Gerhard Schüte.

Ich bin Junggeselle.

Wenn meine Wirtschafterin Ausgang hat, jede Woche drei Nachmittage, muß ich mich behelfen, so gut es geht. Wenn's klingelt, geh' ich öffnen, wenn die Milch überläuft, muß ich die Wohnung lüften. Es ist ein Kreuz. Aber ich werde deshalb nicht gleich heiraten. Wer garantiert mir denn, daß meine Frau nicht auch Ausgang hat. Wöchentlich dreimal oder fünfmal. Wer garantiert mir?

Neulich klingelt es und ich öffne. Ein schlecht angezogener Herr mit unverkennbar galizischer Herkunft fragte sehr höflich: „Brauchen Sie Aluminiumlöffel, Teller, Geschirr, brauchen Sie Aluminiumwaren?“

„Ich bedauere sehr, die zuständige Stelle ist momentan nicht gegenwärtig!“

Der Herr schlägt drei Kreuze und eilt hinweg.

Nach einer Weile öffne ich auf erneutes Klingeln und werde von einer Dame überfallen: „Guten Tag! Wollte mir mal gestatten, anä Frau zu fragen, ich komme von der Küchenglanz-Altiengesellschaft und biete Ihnen Scheuersand, Wischentopfsand, Sand und Putzmittel für Silber, Gold, Porzellan, Kupfer, Aluminium, Blech, Stahl, Eisen, Holz an. Gestatten Sie mir, Ihnen eine Probe, ich möchte die anädige Frau, Sie werden das leicht begreifen.“

„Ich habe gar nichts begriffen. Sie können ruhig langsam reden, es kostet das gleiche Geld.“

Obwohl ich das sehr höflich gesprochen habe, schreit die Dame auf, als wollte sie in Ohnmacht fallen und zieht mich durchbohrend an. Dann tröstet sie davon.

Wenige Minuten später heischt ein Bettler um eine Gabe. Ich führe ihn in die Küche und beweise ihm, daß meine Wirtschafterin alles weg- und abgeschlossen hat. Der Mann sieht mich bedauernd an und meint: „Ihre Olle hat wohl Angst, daß Sie mausen?“ Ich unterhalte mich mit dem lustigen Herrn und gebe ihm ein Geldstück, als er sich eine Stunde später aufmacht.

Raum ist er raus, klingelt es wieder (und da soll ich arbeiten?). Ein Burke bringt drei Paar Stiefel, die besohlt worden sind. Er präsentiert mir eine Rechnung. Schuhe sind nicht mein Ressort. Wenn ich mich da hineinmische, bekomme ich's mit meiner Wirtschafterin zu tun. Ich schide den Jungen wieder ab. Auf der Treppe spricht er (wenn ich nur wüßte, von was der Bengel redet) vor sich hin: „Pieps, Vogel, meckhugge.“

Keine vier Minuten sind vergangen, als die Klingel mich aus meinen Sinnen reißt. Ein eleganter, ein sehr eleganter Herr, ein weit eleganterer Herr als ich einer bin, zieht seinen Hut und fragt verbindlichst: „Haben Sie ausgelämmte Haare?“ Da ich keine Haare auslämme, und wenn, dann würde ich sie nicht aufheben und erst nicht verlaufen, so antworte ich ihm, die Frage sei taktlos und unnötig, denn ich sei Junggeselle.

Nun, man kann gerade in diesem Falle niemals wissen!“ Ich danke ihm und schlage die Tür zu. Ich weiß heute noch nicht, was der Mann mit ausgelämmten Haaren von einem Junggesellen gewollt hätte.

Am Abend deckt meine Wirtschafterin den Tisch. Da mir die Haare im Kopfe spulen, frage ich sie diskret: „Sagen Sie, Frau Meier, haben Sie ausgelämmte Haare?“

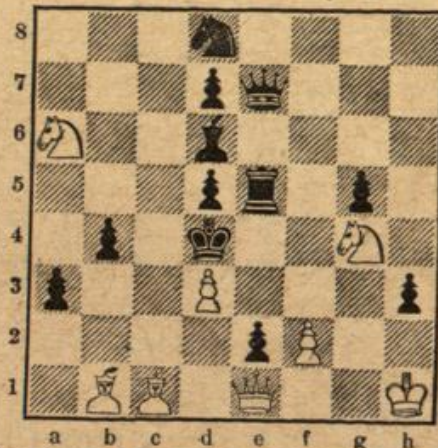
Sie läßt den Teller fallen, sieht mich drohend an und geht majestätisch zur Tür hinaus. Jetzt, dachte ich, holt sie ihre Riste ausgelämmte Haare!

Aber nein: sie kündigte.

Schach

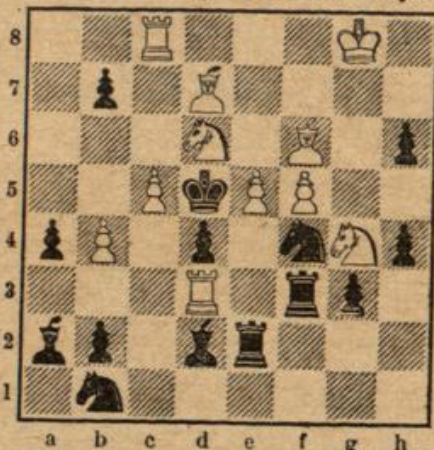
Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 11. Dreizüger von Dr. Niemeyer u. J. Hartong.



Schwarz: Kd4, De7, Te5, Ld6, Sd8, Ba3, b4, d5, d7, e2, g5, h2

Nr. 12. Vierzüger von Dr. Niemeyer.



Schwarz: Kd5, Te2, f3, La2, d2, Sb1, f4, Ba4, b2, b7, d4,
g3, h4, h6.

14-Züger von Sam. Lloyd.

Weiß: Kg2, Dg1, Te2, Bd4, e5;
Schwarz: Kc1, Da8, Td1, h1, Le7, Sa1, Ba2, a3, a6, b7, h5.
Nur die Dame zieht und gibt in 14 Zügen matt.

Wiener Partie.

Die modernen Ideen im Schachspiel haben in den meisten Eröffnungen eingreifende Aenderungen gebracht. In einem Artikel in der Wiener Schachzeitung behandelt E. König eine neue Variante der Wiener Partie, angegeben durch Lajos Steiner. Diese Variante zeigt die typische Anwendung der modernen Richtung im Schachspiel. Die jüngeren Schachspieler sind der Meinung, daß man bereits in der Eröffnung ein bestimmtes Ziel verfolgen muß. Man soll beim Gegner einen schwachen Punkt für einen Angriff suchen und wenn dieser Punkt in der Stellung fehlt, so müssen die eigenen Züge einen solchen irgendwo schaffen. Die alte Theorie von den gesunden normalen Entwicklungszügen ist abgetan, da, wie man heute annimmt, dieselbe schon in der Eröffnung zu einer ungünstigen Position führe. Nun hat aber jeder Zug neben Vorteile auch Nachteile zur Folge, man Sorge daher dafür, daß bei jedem Zuge die Vorteile die Nachteile, wenn auch nur um ein Weniges, überwiegen.

1. e4—e5, 2. Sc3—Sf6, 3. f4—d5, 4. f×e5—S×e4, 5. Sf3—

Lc5. Dies ist der Zug von Steiner. Er soll Weiß hindern den Springer auf e4 zu vertreiben. Beabsichtigt ist das Zentrum von Weiß später durch c7—c5 aufzurollen. Der Zug hat aber auch seine Nachteile, die nicht zu leicht zu nehmen sind: Tempoverlust und das Fehlen des Läufers auf dem Königsfügel, der bald der Hilfe bedarf. 6. d4—Lb4, 7. Dd3—c5, 8. Le2? Zur Vorbereitung der kurzen Rochade. Stärker ist 8. Ld2 und lange Rochade, nach diesen Zügen ist die Stellung der schwarzen Figuren Lb4 und Se4 von zweifelhaftem Wert. Auf 8. Ld2—Lf5 folgt 9. Db5+ und auf 8. 0—0, 9. S×e4—d×e4, 10. D×e4—L×d2, 11. S×d2—D×d4, 12. Ld3 und Weiß ist bedeutend besser entwickelt. Aus alledem geht hervor, daß Weiß nach 5. . . Lc5 der Partie einen offenen Charakter geben muß, weil Tempogewinn dann eine größere Bedeutung hat. Gleichzeitig mehrt sich dadurch der Nachteil „Tempoverlust“, der mit dem Zug Lc5 verknüpft ist. Der Textzug gewährt dem Zentrum keine Entspannung und schwächt die Diagonale c5—g1 in noch stärkerem Maße. 8. . . Lf5, 9. De3—Se6, 10. Lb5. Schwarz ist bereits im Vorteil. Dieser Tempoverlust ist unvermeidlich, er ist die einzige Parade gegen c5×d4 mit der Folge Lb4—c5. 10. 0—0, 11. L×c6—b×c6, 12. 0—0—Lg6, 13. a3. Weiß ist bereits um gute Züge verlegen. — 13. S×e4—d×e4! 14. c×d4 kostet eine Figur. — 13. c×d4, 14. S×d4—Lc5, 15. Sa4—Lb6, 16. S×b6—D×b6, 17. b4? Der Bauer e5 ist schwach geworden. Der Textzug ist ein Verzweigungszug. Man braucht nicht nach schwachen weißen Feldern zu suchen, es sind keine anderen mehr vorhanden. Nach einigen Zügen gab Weiß auf.

Lösungen: Nr. 3. Dg7 Nr. 4. Le4. K. Schr., Biebrich
Funkschach, Rufu, Verlagsgesellsch. m. b. H., Hamburg 30,
Große Bleiche 53 Vierteljährlich Mk. 2.50 durch die Post
- 14-Züger: 1. e3+, 2. e4+, 3. f4 x, 4. f5+, 5. g5+,
6. g6+, 7. h6+, 8. h7+, 9. c7+, 10. b6+, 11. c5+,
12. b4+, 13. a3+, 14. b2#.

Rätsel

Buchstabenrebus.



Verschleberätsel.

Gegeben sind die Wörter: Anna, Mark, Schilling, Groschen, Pfennig. Stellt man diese Wörter in bestimmter Reihenfolge untereinander, so ergeben dieselben Buchstaben in jedem Wort (also jeder zweite) von oben nach unten gelesen eine neue Münze.

Scherzfrage.

Was ist für ein Unterschied zwischen einer Antenne und einer diplomatischen Zusammenkunft?

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlich er Rätselösungen
worden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 236.

Bilderrätsel: Der Adler fliegt allein, der Rabe schwarz
weise. — **Silbenrätsel:** 1 Dachsbau, 2 Imker, 3 Exakt,
4. Wassermann, 5. Elberfeld 6 Immortelle, 7. Sommer,
8. Hagenow, 9 Europa, 10 Ipswich, 11 Tresor, 12 Italien,
13 Stute, 14 Tolstoi, 15 Nihilist Die Weisheit ist
nur in der Wahrheit — **Am Teetisch:** Laune, Laube, Laute

Rechtliche L5 ungen sandten an: Wilhelm Beuchert, Sascha u. Sigi Chasnowsky, Heinrich Diemtschach, Johanna Georg, Minna Grün, L. Schaefer, Hermann Schneider, Franz Spillucci, Lotte - tritter, sämtlich aus Wiesbaden; Hilde Häupler, Hanny Reichard aus Sonnenberg; Gerda Heintz aus Ettville a. Rh.